

Julius Evola

Die Unterwelt des christlichen Mittelalters



Die vorliegenden Betrachtungen über den Geist des ghibellinischen Mittelalters haben ihren Ausgangspunkt in der Idee der Urgegensätzlichkeit zwischen zwei bestimmten geistigen Einstellungen. Die eine ist die königlich-kriegerische, die andere die religiös-priesterliche. Die erste bildet den männlichen, die zweite den weiblichen Pol des Geistes. Der ersten ist das „solare“ und „sieghafte“ Symbol eigen, sie entspricht dem Ideal einer Geistigkeit, die auch Macht, Sieg, Ordnung der verschiedenen Kräfte und Menschen in einem weltlichen und zugleich überweltlichen Organismus (sakrales Reichsideal) bedeutet. All das, was Unterschied, Persönlichkeit und Hierarchie ist, wird von ihr bejaht und verherrlicht.

Der anderen Einstellung ist das Mond-Symbol eigen – d. h. das Symbol einer Natur, die das Prinzip ihres Lichtes außer sich hat. Begrenzender Dualismus, Spaltung zwischen Geist und Macht, Verdacht und Verachtung gegen jede höhere männliche Behauptung der Persönlichkeit, Pathos der Gleichheit und Brüderlichkeit, der „Gottesfurcht“, „Sünde“ und „Erlösung“ sind die Elemente, die hier eigentlich in den Vordergrund treten. Was die Geschichte bis zum heutigen Tag uns als Widerstreit zwischen religiöser Autorität und „weltlicher“ Macht zeigt, ist nur Wiederhall und spätere materialisierte Form dieses Gegensatzes. Die religiöse Haltung ist jedenfalls so wenig dem „Geist“ überhaupt gleichzusetzen, daß sie nur das verhältnismäßig junge Ergebnis eines Rückbildungsprozesses bedeutet, der sich in einer älteren höheren und eben „solar“ geprägten Tradition verwirklicht hat. Betrachten wir die Verfassung der größten traditionsgebundenen Kulturen – von China bis zu den urnordischen Geschlechtern, von Ägypten bis Iran, vom vorkolumbischen Peru bis zum alten Rom usw. -, so ist immer die Idee einer absoluten Einheit der beiden Mächte: Königtum und Geistigkeit zu bestätigen. An der Spitze der Hierarchie steht keine Kirche, sondern ein „göttliches Königstum“; nicht das Ideal des „Heiligen“, sondern von Wesen, die durch ihre Überlegenheit und die bezwingende Kraft ihrer als „göttliche Technik“ verstandenen Riten gegenüber den verschiedenen geistigen Mächten bzw. Göttern dieselbe männliche und beherrschende Rolle spielen, die ein Führer in bezug auf die Menschen verkörpert. Nur ein Prozeß der geistigen Entmannung konnte von einem solchen Niveau bis zur „religiösen“ Haltung herabführen. Die Entfernung zwischen dem Menschen und Gott und der Servilismus des ersten dem zweiten gegenüber zugunsten der Priesterkaste wurde immer größer, die traditionelle Einheit löste sich auf, und an ihre Stelle trat

die Spaltung zwischen unmännlicher Geistigkeit (Priester-Geist) und materialisierter Männlichkeit (Säkularisation des Staats- und Königsgedankens).

Wenn wir besonders den arischen Rassen die leuchtendsten Formen der alten „solaren“ Kulturen verdanken, so ist im Abendland der Sieg des religiösen Geistes und in seinem Gefolge die Veröstlichung der griechisch-römischen Welt, der Zusammenbruch des imperialen Gedankens und die Heraufkunft des Frühchristentums selbst wesentlich dem semitischen Element zuzuschreiben. Im vorliegenden Aufsatz werden wir einige wenig bekannte Züge der mittelalterlichen Kultur herausstellen, um so dem Nachweis zu dienen, daß in dieser Kultur das Streben nach Wiederaufbau einer universalen Tradition wirksam war, deren letzter Sinn – allem äußeren Schein zum Trotz – antichristlich oder überchristlich war.

DAS NORDISCH-ARISCHE AUFWACHEN DES RÖMERTUMS

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist eine solche Wendung auf die nordisch-germanischen Geschlechter zurückzuführen. Schon in den ältesten Zeugnissen erscheinen diese Rassen engstens den achäischen, uriranischen, frührömischen und im allgemeinen nordisch-arischen verwandt. Wegen der harten, ungemilderten, grob gestalteten äußeren Formen ihres Lebens und ihrer Sitten durften diese Rassen auch als „barbarische“ bezeichnet werden im Vergleich zu einer Kultur, die durch ihre seelenlose rechtlich-administrative Organisation und ihre hedonistische, literarische und großstädtische Wendung schon zum Synonym des Verfalles herabgesunken war. Nichtsdestoweniger hüteten diese „barbarischen“ Rassen in ihren Mythen und Sagen die hohe Geistigkeit einer Urtradition, die sich in einem auf Grund der kriegerischen und männlichen Werte der Würde, des Stolzes, der Freiheit, Ehre und Treue geformten Leben widerspiegelte. Die von solchen Rassen ursprünglich anerkannten und verehrten Götter sind deutlich Verkörperungen nicht des religiösen, sondern eben des „heldischen“ Geistes. Es ist die leuchtende Schar der Asen in ihrem dauernden Kampf gegen die „Riesen“ und Elementarwesen. Es ist Donnar-Thor, der „Stärkste der Starken“, der „Unwiderstehliche“, der „Herr des Asyls gegen die Furcht“. Es ist Odhin-Wodan, der Siegespender und Weisheitbesitzer, der Vater der von den Walkyrien auf den Schlachtfeldern gewählten Helden, die er zu seinen Söhnen und zu Unsterblichen macht. Heldengeschlechter, wie die der Wälsungen, kämpfen bis zum letzten gegen das ragnarökkr, d. h. die „Verdunkelung der Götter“, ein Symbol für die kommenden düsteren Neuzelten. Noch die gotischen Könige hießen âmals – die „reinen“ oder „Himmlischen“ – und als ihre Herkunft rühmten sie das symbolische Mithgardhz, das „Land der Mitte“, das ebenso wie die Hyperboris des sonnhaften Apollon und das iranische airyanem-vaêjê im äußersten Nord gelegen war. Eine Menge anderer Motive und Mythen uralten arischen Ursprungs sind gleichfalls bei diesen Völkern zu bestätigen als Zeugnis für eine kriegerische, jedwelcher „religiöse“ Abweichung fremder Geistigkeit.

Der Einbruch der „Barbaren“ trug wohl dazu bei, das stoffliche Gefüge des asiatisierten Kaiserreichs weiter zu zersetzen: nichtsdestoweniger bedeutete er gleichzeitig den galvanisierenden Kontakt mit einer noch im reinen Zustand sich bewahrenden Kraft. Diese Kraft rief auf zum Kampf eben unter dem Zeichen von romanitas und imperium, d. h. den Zeichen jener Größe, welche die antike Welt ihrer Anpassung an den Typ männlich-solarer Geistigkeit verdankte. Die „Bekehrung“ der „Eindringlinge“ ließ ihr Ethos fast unberührt, ihre eigene innere Tradition, die sich bei Aufnahme des alten Romsymbols der Usurpation und dem hegemonistischen Anspruch der Kirchen gegenübergestellt und nach der Herausbildung einer neuen europäischen Kultur streben sollte.

Wie bekannt, trug schon die am antiken Geburtstage des unbesiegbaren Sonnengottes (natalis solis invicti) vollzogene Krönung des Frankenkönigs die Formel: Renovatio Romani Imperi. Ähnliches ruft also Ähnliches auf. Der urnordische Adler Odhins fliegt dem Adler der Legionen und des kapitolinischen Lichtgottes entgegen. Alter Geist taucht in neuen Formen auf. Eine große gestaltende und vereinigende Strömung bricht auf. Einer-

seits läßt sich die Kirche, um sich auf dem Gipfel der Welle zu bewahren und herrschen zu können, beherrschen sie „verrömert“ ihr Christentum; andererseits widersteht sie, sie will die neue Wirklichkeit beseitigen, sich das Reich unterordnen. Wenn auch aus dieser Spannung die sinnvollsten Klarheiten entspringen, so muß doch festgehalten werden, daß das Mittelalter uns als eine große, im höheren Sinne traditionelle Kultur erscheint nicht wegen, vielmehr trotz des Christentums und kraft des nordischen Ferments.

DAS HEIDNISCHE ETHOS DES FEUDALSYSTEMS

Das Feudalsystem ist das charakteristischste Merkmal der mittelalterlichen Gesellschaft. Es wurzelt aber unmittelbar im Nordisch-Arischen, gestützt auf die beiden Grundsätze der freien Persönlichkeit und kriegerischen Treue; nichts ist ihm so fremd wie das semitisch-christliche Pathos des „Sozialismus“ und der Liebesgemeinschaft. Hier geht das Individuum der Gruppe voraus. Der höchste Wert, der wahre Maßstab des Adels, war schon in der altnordischen Tradition – ebenso wie in der urrömischen – das Freisein. Distanz, Persönlichkeit, Individualität waren unzertrennliche Elemente jedes Lebensausdrucks. Zeitlich-politisch war der Staat – so wie in der aristokratischen altrömischen Auffassung – mit einem Rat der Häupter gleichbedeutend, der Freien, von denen jeder absoluter Herr über seinen Grund und Boden, Pater, Führer und Priester seiner Gens war. Über dem Rat thronte der Staat als überpolitische, im König verkörperte Idee, da dieser – in der altnordischen Tradition – König war nur wegen seines „göttlichen“ Blutes, seiner wie ein Avatar des Odhin-Wodans selbst gestalteten Erscheinung. Angesichts eines gemeinsamen Ziels der Eroberung oder Verteidigung bildete sich aber ein anderes Verhältnis heraus, eine starre Hierarchie, das neue Prinzip der Treue und der kriegerischen Disziplin. Ein Führer – dux, heritigo – wurde gewählt, und nun verwandelte sich der freie Herr zum Gefolgsmann des Häuptlings. Sobald die Unternehmung beendet war, stellte sich aber das normale ursprüngliche Verhältnis der Unabhängigkeit und freien Individualität wieder her. Der Vorgang, der von solcher urnordischen Verfassung bis zum mittelalterlichen Feudalsystem führt, läßt sich wesentlich charakterisieren durch die Gleichsetzung des sakralen Königsgedankens mit dem militärischen Gedanken des zeitweiligen Führers. Der König wird auch in der Friedenszeit zur Verkörperung der Gruppeneinheit. Dies wurde möglich durch die Verstärkung und Verbreitung des kriegerischen Treue- bzw. Fides-Prinzips auch über den Bereich des bürgerlichen Lebens hinaus. Rings um den König bildet sich eine Gefolgschaft von „Genossen“ – fideles oder leudes -, die sich wohl immer frei fühlten, die aber im Ideal der Treue, des Dienstes für ihren Fürsten, des Kampfes für dessen Ehre und Ruhm etwas wie ein Vorrecht und eine höhere Lebensform als die bloß individuelle erblickten. Die feudale Verfassung entsteht mit der progressiven Anwendung eines solchen Prinzips. Ihr entspricht wesentlich die allgemeine Idee eines direkten Organisationsgesetzes, welches der Dynamik der verschiedenen Kräfte den größten Spielraum ließ. Mächte stehen gegenüber Mächten, Untertanen gegenüber Herren und Herren gegenüber Herren, so daß alles Schicksal, Freiheit, Ehre, Ruhm, Eigentum – sich auf den Individualwert stützte, nichts oder fast nichts auf ein formloses Kollektivum oder auf eine „öffentliche“ Gewalt. Selbst der König war dem Los ausgesetzt, jeden Augenblick die Eigenschaft zu verlieren und wieder zu erringen, die ihn eben zum König machte. Nie wurde der Mensch so hart behandelt: nichtsdestoweniger war dieses Regime eine Schule nicht des Servilismus, sondern der Unabhängigkeit und Männlichkeit, und unter ihm gelangten die Beziehungen von Treue und Ehre zu einem nie mehr erreichten Grad der Unbedingtheit und Reinheit.

Nun brauchen wir nicht viele Worte auf den Hinweis zu verwenden, wie wenig diese für den mittelalterlichen Geist höchst charakteristische Verfassung im christlich-semitischen Liebesideal ihre Entsprechung finden kann. In ihr erwacht dagegen eben jene Fides, welche, lange bevor sie all „deutsche Treue“ in Erscheinung tritt, sich schon in einem der ältesten römischen Kulte vorfindet und Livius sagen ließ, die Fides charakterisiere den Römer gegenüber dem Barbaren. Tatsächlich hatte das arisch-indische bhakti-Ideal denselben Sinn, ebenso das die iranische Gesellschaft bestimmende Ethos. In solcher Gesellschaft, sogar auf der Ebene der Initiation (Mithraismus), hatten die männlichen Tugenden

höheren Wert als Mitleid und Milde, wodurch die Brüderlichkeit in einer so geschaffenen Gesellschaft – so wie bei den mittelalterlichen „Gleichen“ und „Freien“ – die aufrichtige, klare, hart individualisierte Brüderlichkeit war, die nur unter den durch eine gemeinsame Unternehmung geeinigten Kriegern bestehen kann.

DIE GEHEIME REICHSTRADITION

Die Fides, Zement der einzelnen feudalen Einheit, leitete auf eine Art Verklärung ins Überzeitliche zu einer höheren Fides hin, welche die Bestimmung einer überpolitischen, ökumenischen Reichseinheit in sich trug. Wie die Kirche beanspruchte das Reich übernatürlichen Ursprung und Finalität und die Bedeutung eines Weges zur „Erlösung“ der Menschheit. Da aber zwei Sonnen in demselben Planetensystem nicht bestehen können und die Dualität Kirche-Reich eben nach dem Gleichnis der beiden Sonnen aufgefaßt wurde, so mußte bald der Widerstreit der beiden höchsten Spitzen der großen feudalen *ordinatio ad unum* anbrechen. Dem Sinne solchen Widerstreits wird aber derjenige nicht gerecht, welcher nur an seinem äußeren politisch-hegemonistischen Schein festhält. Dem „religiös“-geprägten kirchlichen Universalgedanken stellt sich der kaiserliche entgegen als eine geheime Tendenz zur Wiederherstellung der Einheit der beiden Mächte, des Königli-chen und Geistigen, des Sakralen und Männlichen. Wenn auch die imperiale Idee in ihren Äußerungen oft sich darin begrenzte, bloß für die Herrschaft über den „Körper“ und *ordo* der christlichen Völker einzutreten, so bleibt doch in ihrem Grunde die heidnische nordisch-arische Idee des „göttlichen Königtums“. Diese von den „Barbaren“ ursprünglich getragene Idee überwindet bei der Berührung mit den Symbolen des alten Römertums die Grenze einer besonderen Rasse, sie wird universell, setzt sich der Kirche gegenüber als echtere Seele, vereinigendes und verklärendes Zentrum für das kriegerisch-feudale Gefüge.

Selbst die der Kirche als Widersacherin des Reiches eigene Ideologie bestätigt diese Anschauung. Die gregorianische Lehre ist typisch antitraditionell: Dualismus der Mächte, Vorrang einer unmännlichen Geistigkeit vor einer semitisch auf das bloß materielle Niveau verdrängten kriegerischen Männlichkeit. Der Priester als Souverän über dem Führer eines bloß als politische Macht aufgefaßten Staates. Der König – ein „Laiker“, der seine Autorität nur dem „Naturrecht“ verdankt und dessen Imperium nur ein ihm in der Priesterkaste gnadenhalber überlassenes *beneficium* bedeutet. Selbstverständlich ist ein derartiger Anspruch als moderne Abwegigkeit zu bewerten. Auch davon abgesehen, was jeder großen vorchristlichen Überlieferung eigen war: selbst unter dem „bekehrten“ byzantinischen Kaiserreich blieb die Kirche eine vom Staat abhängige Institution. Die Wei- hung der Könige in den späteren Zeiten ließ sich im wesentlichen kaum von der priester- lichen unterscheiden. Aber wenn die Könige und Kaiser schon im fränkischen Zeitalter sich verpflichten, die Kirche zu „verteidigen“, so hatte dies doch durchaus nicht die Be- deutung einer Unterwerfung. Die Kirche „verteidigen“ hieß, ihr gegenüber Schutz und zugleich Autorität zu gewähren. Was man Verteidigung nannte, war ein wahrer Vertrag, wodurch der Geschützte sich als von dem Verteidiger abhängig anerkannte und alle die Pflichten, die die Sprache jener Zeit im Wort *Fides* zusammenfaßte, auf sich nahm. Nach dem Zeugnis Eginhards, „warf sich der Papst nach der Akklamation vor Karl hin, gemäß dem zur Zeit der alten Kaiser herrschenden Ritus“. Derselbe Karl der Große beanspruchte nicht nur die „Verteidigung“ der Kirche, sondern auch das Recht und die Autorität, „sie innerlich im wahren Glauben zu stärken“. Ebenso bedeutsam die Erklärungen: „*Vos gens sancta estis, atque regale estis sacerdotium*“ (Stephanus III.) – „*Melkisedek noster, me- rito rex atque sacerdos, complevit laicus religionis opus*“. Die feindliche Wendung der Welfen gegen das Reich ist daher tatsächlich als Aufstand zu werten, der auf das Wort Gelasius I.: „Nach Christus kann kein Mensch mehr König und zugleich Priester sein“ zu- rückgreift, um die Reichsidee herabzusetzen. Hier verfälscht der Mythos die Geschichte durchaus nicht, vielmehr führt er uns in deren tiefere Dimension ein und ergänzt sie.

Wie sich schon aus den oben wiedergegebenen Worten ersehen läßt, taucht in Anwendung auf die Kaiser schon in der fränkischen Periode das rätselhafte Symbol von Melkisedek und seiner „königlichen Religion“ auf. Melkisedek, König von Salem, ist der Priester eines der semitischen Religion Abrahams überlegenen Kultus, tatsächlich ist er die biblische Verbildlichung des außerbiblischen heidnischen und in höherem Sinne „traditionellen“ Gedankens des „universalen Herrschers“ (des arisch-indischen Chakrawartī) bzw. einer Funktion, welche „solar“ die beiden Mächte in sich vereinigt und einen lebendigen Berührungspunkt zwischen Welt und Überwelt bildet. Bei einem Zusammentreffen von Geschichte und Mythos, Wirklichkeit und Symbol kehrt eben dieser Gedanke in zahlreichen Sagen über die germanischen Kaiser wieder. Der Legende nach wären nicht nur Karl der Große, auch Friedrich I. und II. „nie gestorben“. Die letztgenannten hatten vom geheimnisvollen „Presbyter Johannes“ (eine mittelalterlich-populäre Verbildlichung eben für den „universalen Herrscher“) die Symbole eines unvergänglichen Lebens und einer nicht-menschlichen Siegeskraft (Salamanderhaut, Lebenswasser, goldener Ring) empfangen. Ihr Leben sollte auf einem Berg (z.B. dem Odenberg oder Kyffhäuser) – manchmal in unterirdischen Örtlichkeiten – fortdauern. Dadurch werden wir zu universalen Sinnbildern altheidnischer Tradition zurückgeführt. Eben in einem Berg oder in einer unterirdischen Örtlichkeit hatte gleichfalls der uriranische König Yima, „der Glänzende, der von den Menschen, welcher der Sonne gleich ist“, Schutz gefunden, und dort lebte er weiter. Die nordisch-arische Walhalla, Sitz der vergöttlichten Könige und unsterblichen Helden, wurde oft als Berg – Glitmirbjorg, Himinbjorg – bezeichnet. Nach gewissen buddhistischen Sagen verschwinden die „Erwachten“ – so wie viele griechische „Heroen“ und selbst Alexander der Große in einigen Legenden – in einem Berg – dem „Berg des Sehers“. Im allgemeinen sind der symbolische Berg der mittelalterlichen Legenden, ebenso Berge wie der indische Meru, der islamische Kef, der Montsalvat der Graalssage, der Olymp selbst. usw. nur verschiedene Erscheinungsformen eines einzigen Motivs: durch die Symbolik der „Höhe“ weisen sie auf die transzendenten geistigen Zustände hin, die innerhalb der Urkulturen als Voraussetzung der Autorität und unbedingten übernatürlichen Funktion des Imperiums galten. Die Symbolik der unterirdischen, d.h. verborgenen Örtlichkeiten – Beziehungen, wie lateinisch zwischen coelum und celare angenommen wurden, bezeichnend drückt ähnliche Gedanken aus. Die Legende der „nie gestorbenen“, auf Berge entrückten Kaiser beweist uns also, daß man unbewußt in solchen Fürstengestalten Offenbarungen eben der unsterblichen Funktion des universalen geistigen Überreichs anzuerkennen geneigt war. Diese Funktion aber müßte einem anderen stets wiederkehrenden „traditionellen“ Motiv (Edda, Brahmāna, Avesta usw.) gemäß sich wieder in einem für die Weltgeschichte entscheidenden Wendepunkt manifestieren.

Derselbe Gedanke ist in den mittelalterlichen Legenden zu finden. Die Kaiser des Heiligen Römischen Reichs werden am Tage des Sich-Entfesseln der schon von Alexander dem Großen hinter einer Stahlmauer geschlossen gehaltenen Leute von Gog und Magog – ein Symbol für das Dämonische des bloßen Kollektivums – wieder aufwachen. Dann wird die letzte Schlacht geschlagen werden. Von deren Erfolg wird es abhängen, ob der „düstere Baum“ bzw. der Lebens- und Weltbaum, dem eddischen Yggdrasil gleichzusetzen, dessen Tod den ragnarökkr, die Götterdämmerung, bedeuten wird – von neuem aufblühen wird. Nun ist es bedeutungsvoll, daß einige von solchen Mythen (vgl. z. B. Speculum Theologiae) ihre Abneigung gegen die Kirche so weit treiben, daß der wiedererstandene Kaiser, welcher von neuem den düsteren Baum aufblühen läßt, dem Antichrist angeglichen wird: natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne (da er immer als Vernichter der dämonischen Leute von Gog und Magog aufgefaßt wird), vielmehr im Sinne des Symbols für einen Typ Geistigkeit, die sich nicht auf die kirchliche zurückführen läßt.

Das ghibellinische Ferment und der schroffe Kampf um die imperiale Würde hatten also jenseits der sichtbaren eine unsichtbare Seite. Als der Sieg Friedrich II. zu begünstigen schien, verkündeten schon volkstümliche Prophezeiungen: „Die große Ceder des Libanon wird abgehauen. Es wird nur ein einziger Gott, das heißt ein Monarch sein. Wehe dem Klerus! Wenn er zusammenbricht, so steht schon eine neue Ordnung bereit“.

DIE BEDEUTUNG DES RITTERTUMS

Rittertum verhält sich zu Reich wie Geistlichkeit zu Kirche. Wenn das Reich den Versuch verkörperte, die beiden Mächte dem heidnischen Ideal gemäß wieder zu vereinigen, so ist im Rittertum ein gleich gerichteter Versuch wirksam: er will den nach einem heidnischen Ethos gestalteten Typ des Kriegers, Aristokraten und Helden auf ein asketisches und sogar übernatürliches Niveau erheben. Das Rittertum verkündet als Ideal mehr den Helden als den Heiligen, mehr den Sieger als den Märtyrer; es anerkennt als Wertmaßstab mehr Treue und Ehre als charitas und Liebe; Feigheit und Schmach gelten ihm als schlimmere Übel als die „Sünde“. Statt Nicht-Widerstreben dem Bösen gegenüber und Erwidern des Bösen mit Gutem fordert es Strafe des Ungerechten und Vergeltung des Bösen mit Bösem. In seinen Scharen duldet es den nicht, der das christliche Gebot „Du sollst nicht töten“ buchstäblich befolgen wollte. Als Grundsatz anerkennt es nicht Liebe zum Feind, sondern Kampf mit ihm und Großmut nur im Siege. So behauptete das Rittertum in einer nur dem Namen nach christlichen Welt eine fast ungemilderte heldisch-heidnische und arische Ethik. Aber nicht genug damit, ein vom Gebiet des Feudalrechts bis ins richterliche und sogar theologische reichender Grundgedanke des ritterlichen Geistes ist die Lösung jeder Frage durch den Beweis stärkerer Kraft (Waffen- bzw. Gottesurteil). Wenn hier auch die Kraft als eine Tugend aufgefaßt wurde, die Gott dem Menschen für den Sieg der Gerechtigkeit und Wahrheit gegeben hat, so liegt doch diesem Gedanken die mystisch-heidnische Lehre des Sieges zugrunde (vgl. die iranische hoarenô-Lehre) die jeden religiös geprägten Dualismus überwindet, Geist und Macht vereinigt, das Siegen als eine Art göttlicher Weihung betrachtet, den Besieger so nahe dem Himmel rückt wie den Asketen, den Besiegten dagegen zu einem Schuldigen bzw. einem Sünder herabwürdigt. Man kann vielleicht einwenden, das Rittertum habe doch die kirchliche Autorität anerkannt und die Kreuzzüge zur Verteidigung des christlichen Glaubens ausgefochten.

– Vor allem: wenn die ritterliche Welt nicht nur dem Reich, sondern auch der Kirche Treue erwies, so ist doch zu bedenken, daß es sich dabei weniger um eine selbstbewußte Annahme des christlichen Glaubens handelte, als um eine Spielart des allgemeinen Dienstideals und der heldischen Unterordnung von Leben und Glück unter ein Überpersönliches. Durch die Kreuzzüge gelangt tatsächlich das alte Ideal des „heiligen Kriegs“ als männlicher Weg zur Überwindung des Todes zu neuem Leben: ein Ideal, das sicher nicht nur dem evangelischen Christentum eigen ist, vielmehr sowohl der iranischen wie der indischen (Bhagavad-gîtâ) Überlieferung, selbst dem Koran, sowie den klassischen Einsichten über die mors triumphalis. Wenn auch um die Befreiung des Landes, wo Joshua-Jesus starb, gefochten wurde – so bleibt doch bestehen, daß die Kreuzzüge hauptsächlich dem Geist jener Weltauffassungen entspringen, die bekennen durften: „Das Blut der Helden steht Gott näher als die Gebete der Frommen und die Tinte der Weisen“ und als himmlisches Ideal die Walhalla, das Heldenheim, und als Sitz der Unsterblichen die „Heldeninsel“ des blonden Radamantys verehrten.

Dagegen haben die Kreuzzüge recht wenig mit jener Tradition gemein, wie sie sich in dem Spruch des Augustinus: „Wer an den Krieg denken und ihn ohne den schwersten Schmerz ertragen kann, der hat wirklich das Menschengefühl verloren“, aufklingt – es sei hier auch geschwiegen von den Märtyrern der thebaischen Legion und den drastischen Äußerungen des Tertullian über den evangelischen Spruch: „Wer durch das Schwert verwundet, wird durch das Schwert sterben“ und dem Befehl Christi an Petrus, sein Schwert wieder in die Scheide zu stecken. In den Kreuzzügen siegt unter der christlichen Hülle alte geistige Männlichkeit – an die Stelle des Heiligen und Frommen tritt wieder der sakrale Krieger. Sakralkriegerisch ist der Typ des Ritters in den großen mittelalterlichen Orden. Von diesem Standpunkt aus ist natürlich der Templerorden zu den am meisten charakteristischen zu rechnen. Ebenso bezeichnend ist aber die wilde Zerstörung dieses Ordens durch die Kirche im Bündnis mit einem adelsfeindlichen, schon dem laischen modernen Typ nahestehenden Fürsten, wie Philipp dem Schönen. Unter anderem wurde gegen die Templer die Anklage vorgebracht, als einleitende Stufe ihrer Initiation hatte der Neophyt das Symbol des Kreuzes zurückzustoßen und zu erklären, Jesus sei ein falscher

Prophet und seine Lehre führe nicht zur Rettung. Weiter hätten die Templer abscheuliche Riten gefeiert, worin unter anderem Neugeborene verbrannt würden. Es handelt sich dabei um vermittels der Tortur entrissene Bekenntnisse, die böswillig als Frevel ausgelegt wurden. Mit großer Wahrscheinlichkeit sollte mit dem Zurückstoßen des Kreuzes nur die Befreiung von einer niedrigeren Religionsform im Namen einer höheren gemeint werden.

In den berüchtigten Neugeborenen-Verbrennungsriten handelt es sich wahrscheinlich nur um „Feuertaufen“ des Wiedergeborenen. Das Symbol läßt sich mit dem des Salamanders vergleichen, der gleich dem unsterblichen Phönix im Feuer der heroischen Wiedergeburt auflebt und dessen Haut wir als eines der „Zeichen“ vorfinden, die Friedrich II. vom „Presbyter Johannes“ erhalten haben soll. Andererseits ist die Symbolik des Tempels nicht als ein bloßes Synonym der Kirche zu bewerten. Der Tempel steht über der Kirche – die Kirchen ergehen, der Tempel bleibt als Symbol der zwischen allen großen Traditionen bestehenden Verwandtschaft. Von diesem Gesichtspunkt aus ist unseres Erachtens selbst die große universale Kreuzzugsbewegung nach Jerusalem, nach dem Tempel, nicht ohne geheimen Hintergrund. Schon der vorwiegend ghibellinische Charakter dieser Bewegung und die Rolle, die die Albigenser und die Templer selbst darin spielten, müßte in uns Zweifel erwecken. Tatsächlich wohnte oft der Bewegung nach Jerusalem eine okkulte Bewegung gegen Rom inne, die Rom selbst unbewußt herausforderte, und deren militia das Rittertum war; sie sollte ihre Ziele durch einen Kaiser erreichen, den Gregor IX. ansah als „denjenigen, der droht, den christlichen Glauben durch die alten, den heidnischen Völkern eigenen Riten zu ersetzen und der die Funktionen der Priesterschaft usurpiert, indem er im Tempel sitzt“. Gottfried von Bouillon – dieses für das kreuzfahrende Rittertum höchst bezeichnende, lux monarchorum genannte Vorbild – ist doch die Gestalt eines Fürsten, der den Thron Jerusalems besteigt, nachdem er mit Eisen und Feuer in Rom gehaust, den Gegenkaiser Rudolf von Rhinfeld getötet und den Papst aus der cäsarischen Stadt hinausgeworfen hatte. Die Legende schafft ferner sinnvolle „Verwandtschaft“ zwischen diesem Kreuzfahrerkönige und dem mythischen „Schwanenritter“, der seinerseits uns auf heidnisch-imperiale Symbole (durch die sagenhafte „genealogische“ Abstammung Helias von Cäsar selbst) hinweist, wie auch auf „solare“ und heidnisch-hyperboräische Symbole (der Schwan, der Helias-Lohengrin aus dem „himmlischen Sitz“ herleitet, ist auch das emblematische Tier des hyperboräischen Apollon und ein Zeichen, das in den paläographischen Spuren des nordisch-arktischen Kults oft wiederkehrt) – In solchem Zusammenhange erscheint also Gottfried von Bouillon in Verbindung mit den Kreuzzügen als ein neues Sinnbild jener geheimen Kraft, die im politischen Kampf der teutonischen Kaiser und selbst im Siege eines Otto I. nur in äußere Erscheinung trat.

DER „GRAAL“ UND DIE „FRAU“

Der Tempel steht im Mittelpunkt des Rittertums, nicht nur als Tempel von Jerusalem, sondern auch als „Tempel des Graals“. Dem Graal entspricht in vieler Hinsicht die esoterische Seite des Rittertums. Nach der christlichen Fassung dieser Legende wurde nach dem heiligen Abendmahl der Graal – das mystische, mit eigener Leuchtkraft begabte Gefäß, das jedes Bedürfnis nach irdischer Speise auslöscht und ewige Jugend verleiht – von den Engeln in den Himmel entführt. Er ist wieder auf die Erde herabgestiegen, als ein Heldengeschlecht erschien, fähig, ihn zu behüten. Das Haupt dieses Geschlechtes ließ für den Graal einen Tempel errichten zum Gleichnis jenes Jerusalem; es stiftete den aus zwölf „vollkommenen“ oder „himmlischen“ Rittern zusammengesetzten Graalsorden. Die Suche nach diesem mystischen Gegenstand bildete das höchste Ritterideal und ist in vieler Hinsicht mit der Suche nach einer im Laufe der Zeiten verlorenen oder in den Bereich des Unsichtbaren zurückgekehrten geistigen Tradition (Verschwinden des Graals in den Himmel) gleichbedeutend. Wenn nun diese Überlieferung der priesterlichen der Kirche gleichzusetzen wäre, – wie wäre dann der Gedanke zu erklären, daß der Graal verschwunden war -, wie auch, daß die Rückkehr des Graals in einen irdischen „Tempel“ an ein neues Geschlecht nicht von Priestern, sondern von Helden und Rittern gebunden ist?

Es scheint uns hier wiederum ein Hinweis auf eine Geistigkeit entgegenzutreten, die von der kirchlichen verschieden ist und wofür die kirchliche Tradition keine Stütze aufweist. Andererseits ist die Graalssage nur die christliche Anpassung außerchristlich-heidnischer Motive. So lassen sich z.B. die beiden mystischen Objekte der Graalssage – Kelch und Speer – unter jenen Gegenständen wiederfinden, die die „göttliche Rasse“ der Tuatha dé Dannan (wahrscheinlich die Cro-Magnon) von Avallon bis Irland mit sich geführt hat. Auf die Insel Avallon – „wo es kein Sterben gibt“ kehrt König Arthur zurück. Nach einigen Sagen wäre aber König Arthur selbst der Schöpfer des Graalsrittertums. Die Beschreibung des Schlosses, worin er nach altgälischer Tradition ein – wie der Graal – Ambrosiaspendendes Gefäß hütet, stimmt mit dem Bild des symbolischen Sitzes des „universalen Herrschers“ überein, des Palastes des „Presbyter Johannes“, des eddischen Asgards, Sitz der Asen und ursprünglichen nordischen Könige, sowie mit zahlreichen anderen allegorischen Versinnbildlichungen des „Ortes“ der höchsten, die beiden Mächte beherrschenden Autorität. Schon bevor er zu dem von Jesu im letzten Abendmahl gebrauchten Kelch wurde, war der Graal vorgebildet als jenes magische Gefäß, daß Brân, Lly's Sohn, dem Matholwch gegeben hatte. Diesem Gefäß eignete die Kraft, die „Gestorbenen“ wiederauf-erstehen zu lassen und jegliche Wunde zu heilen. Von vielen anderen Gefäßen dieser wunderbaren Art ist oft in den keltischen Sagen die Rede, und es wird gesagt, daß sie die heilige Nahrung nicht dem „Sünder“, sondern im arischen Geiste nur dem Feigen und dem Eidbrüchigen verweigern. All dies deutet uns sinnvoll auf Hintergründe hin – um den Ausdruck Aroux' zu gebrauchen, auf die „Mysterien“ – des Rittertums. Wenn auch die Unwissenheit eines gewissen akademischen Gelehrtentums darauf kaum aufmerksam geworden ist, so haben doch Aroux selbst, ferner Rossetti und schließlich Luigi Valli den Weg zu weiteren Entdeckungen geebnet. Diese Forscher haben in den Texten, Erzählungen und Dichtungen des Rittertums bis zu Dante und den sogenannten „Fedeli d'Amore“ das Bestehen einer chiffrierten allegorischen Redeweise nachgewiesen, mit deren Hilfe nicht nur eine die Schranken des christlichen Glaubens überschreitende Lehre, sondern auch eine entschlossene, manchmal wilde Abneigung gegen die Kirche zum Ausdruck kam.

In diesem Zusammenhang und als Schluß sollen hier einige kurze Betrachtungen über die ritterliche Symbolik der „Frau“ Platz finden. Wie bekannt, ist für das Rittertum der Kult der „Frau“ sehr charakteristisch, der so weit getrieben wurde, daß er, wenn in buchstäblichem Sinne verstanden, nur als Verirrung zu bewerten wäre. Sich einer „Frau“ anzugeloben, ihr unbedingte Treue zu weihen, in ihrem Namen Ruhm und heldischen Tod zu suchen waren Leitmotive an den ritterlichen Höfen. Man ließ die „Frau“ über den Mut und die Ehre der Ritter entscheiden. Nach der auf den Schlössern getriebenen „Theologie“ besteht kein Zweifel daran, daß der für seine „Frau“ gestorbene Ritter zu derselben glückseligen Unsterblichkeit bestimmt ist, die dem für die Befreiung des Tempels gefallenen Kreuzfahrer vorbehalten war. Sonderbar und auch ziemlich anstößig: die „Frau“ des Ritters mußte den Neophyten ausziehen und zum Bad begleiten als Vorbereitung zu seiner „Wacht bei den Waffen“ und ritterlichen Weihung. Andererseits sind Gestalten wie Tristan (sir Tristem) und Lanzillot zugleich Ritter König Arthurs auf der Graalssuche, d. h. Mitglieder desselben mystischen Ordens, dem auch der die Versuchung Kundrys überwindende Parzifal und „himmlische“ Ritter wie der hyperboräische Schwanenritter angehören, der Elsa abweist. Gewiß darf in alledem ein höherer Bedeutungsgehalt erblickt werden. Da dieser Gehalt weder für die Inquisitionsrichter noch die unwissenden Leute bestimmt war, so wurde er durch die Symbolik sonderbarer Gebräuche und erotischer Erzählungen zum Ausdruck gebracht. In Verbindung mit einer wohlbestimmten heidnisch-traditionellen Symbolik gilt für die „Frau“ des alten Rittertums tatsächlich in vielen Fällen dieselbe Auslegung, die für die Frau bei den „Fedeli d'Amore“ angewandt wird. Die Frau, der unbedingte Treue versprochen wird und der der Ritter sich weihet durch Teilnahme an den Kreuzzügen; die Frau, die zum reinigenden rituellen Bad begleitet, vom Ritter als sein Preis betrachtet wird und die ihm die Unsterblichkeit verleiht, wenn er für sie stirbt – eine solche ist keine physische Frau, vielmehr ein Symbol, das von einem gewissen Standpunkt aus sogar dem des Graals gleichbedeutend ist. Wie Luigi Valli in bezug auf die „Fedeli d'Amore“-Literatur dokumentarisch nachgewiesen hat, bedeutet die „Frau“ die im transzendenten Sinne aufgefaßte „Intelligenz“, die „heilige Weisheit“, d. h. die Perso-

nifikation einer verklärenden Geistigkeit und eines nicht mehr mit dem Tod vermischten Lebens. Sie ist sozusagen ein Avatar von Hebe, der fortdauernden Jugend, welche im olympischen Sitz zur Braut des Helden Herakles, des „schönen Besiegers“, wird; von der aus dem Gottes-Verstand entsprossenen Athena, die dieser dorische Held selbst zur Führerin erkoren hatte; von der eddischen Lichtgöttin Freya, des Gegenstandes andauernder Gier der tellurischen bzw. Elementarwesen, die umsonst danach streben, sie zu erlangen; von Sigdrifa-Brynhilt, die Wodan zur irdischen Braut eines Helden bestimmt, der den Feuerwall überwinden wird (dabei dürfen wir an die Symbolik der templerischen Feuer- taufe erinnern); von der gnostischen Jungfrau Sophia und von allen jenen Göttinnen, die in zahlreichen östlichen und westlichen Mythen in Verbindung mit dem Lebens- und Weltbaum auftreten und die Urkraft des Lebens, daher auch die Macht (vgl. den Doppelsinn des sanskritischen Ausdrucks cakti, der zugleich „Braut“ und „Macht“ bedeutet) verkörpern. Offenbart sich in diesen Versinnbildlichungen eine hinter dem Schleier weiblich-erotischer Symbolik verborgene religiöse Sehnsucht? Wir glauben es nicht. Da innerhalb des Christentums eine „religiöse“ Wiedergeburtstheorie nicht als ketzerisch in den Bann getan werden durfte, so wäre bei dem Rittertum und den „Fedeli d'Amore“ eine solche Verkleidung gänzlich überflüssig und unerklärlich, wenn die Rede nicht von anderem gewesen wäre. Wahrscheinlich handelte es sich um Anschauungen, die an die großen geistigen Traditionen des arischen Heidentums anknüpften.

In diesen Traditionen waren tatsächlich das Pathos der Sünde und Erlösung, die Schrecken des Jenseits und die Tröstung durch den Heiland unbekannt. An Stelle der demokratischen Wahrheit, kraft deren jedem Sterblichen eine unsterbliche Seele geschenkt wird, lehrten sie einen zweifachen Weg, eine zweifache Möglichkeit, ein zweifaches Schicksal: einerseits den Weg der Ahnen und irdischen Dämonen, den Hades, das gefrorene Niflheim, die Gewässer der Auflösung und Vergessenheit andererseits den leuchtenden Weg der Götter – devayāna und Heroen, das olympische Land der Unsterblichen, die Walhalla, die Gewässer des Erwachens, das avestische sonnenhafte „schlaflose Leben“. Auf der Höhe der mittelalterlichen Gesellschaft gelangte durch das Reichsideal der heidnische Gedanke einer höchsten „solaren“ Autorität zu neuem Leben. Die Tempels- und Graals- symbolik war christliche Einkleidung eines überreligiösen heldischen Gedankens. Durch die Kreuzzüge und das „Waffen“- bzw. Gottesurteil werden die alten Lehren der mors triumphalis und des „Sieges“ zu neuer Wirksamkeit aufgerufen. In einem solchen Zusammenhang ist es höchst wahrscheinlich, daß hinter der Symbolik der „Frau“, besonders in ihrem Verhältnis zu den Graalssagen, eine heidnische Initiationslehre verborgen war, d. h.: Keine religiöse Ausflucht und kein Servilismus dem Göttlichen gegenüber; Behauptung der „sonnenhaften“ Einstellung, dergemäß im Gegensatz zur geistigen Männlichkeit des Initiaten das Prinzip der Weisheit selbst, des unsterblichen Lebens und der Macht, dem der Ritter sich weihet und dem er bis zum Tode „treu“ bleibt, weibliche Merkmale trägt.

Interessant ist aber die Feststellung, daß in einer Tradition, die später auftrat und sinnvoll den Namen Ars Regia, Königliche Kunst, trug, eine gleichbedeutende Lehre und Symbolik aufsteigt. Mit den noch undurchdringlicheren Ausdrücken des hermetisch- alchemischen Schrifttums wurden die esoterischen Lehren des altägyptischen „göttlichen Königtums“ wieder aufgenommen und der „Mythus“ der „unsterblichen unabhängigen Geschlechter von Königslosen“ gestaltet, der „Bräutigame der Frau“, der „zur solaren Würde erhobenen Herrscher der beiden Mächte“. Im vorliegenden Aufsatz haben wir nur einige Elemente aus einem weit gespannten dokumentarisch erfaßbaren Gebiet zum Beweis unserer Thesen heranziehen können. Jedes große geschichtliche Zeitalter besteht aus einer Oberwelt und einer Unterwelt. Nur in der zweiten ist der wahre Sinn der Formen zu finden, die in der ersten zur Erscheinung treten. Die gewöhnliche Geschichte betrachtet nur diese Formen der Oberfläche. Ebenso hielt sich die Psychologie von gestern an die begrenzte Formenwelt des äußeren Bewußtseins, ohne den bestimmenden Hintergrund des Vorbewußten zu ahnen. In unserer noch so sehr mit „positiver“ Unwissenheit belasteten Zeit ist eine historische Methode, die wesentlich auf die Unterwelt der Kulturen gerichtet ist, noch kaum vorhanden.

Da wir eine solche Methode auf das Mittelalter angewendet haben, so konnten wir als wahren Sinn dieser Kultur etwas bestätigt finden, das nicht mit den Überzeugungen aller derjenigen übereinstimmt, die in einer solchen Periode sehnsüchtig eine Art goldenen Zeitalters der katholischen Tradition, die vollständigste Verwirklichung des christlichen Ideals erblicken wollen. Uns ist dagegen in der mittelalterlichen Ökumene das Übergewicht von Kräften ganz anderer Artung deutlich geworden – von Kräften, die ungebändigt die heidnisch-arische Geistigkeit bis zum letzten aufbewahrten, in ihrem Zusammenhang mit jenem glorreichen Symbol, das Dante, den großen Ghibellinen, sagen ließ: „Christus selbst war Römer“.

(Veröffentlichung in: *Europäische Revue*, 1933, S. 409-419, 549-553)

[Artikel- und Bucharchiv VELESOVA SLOBODA, 2008](#)